

*Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Leserinnen und Leser unserer diesjährigen
Biberacher Jahreschronik aus Nah und Fern,*



während der Erstellung unserer Jahreschronik habe ich nochmals in das letztjährige Exemplar geschaut. Mit Blick auf 2020 habe ich letztes Jahr folgenden Wunsch formuliert, der mich im Rückblick sehr nachdenklich gemacht hat:

„Für 2020 wünsche ich uns, dass wir persönlich und gesellschaftlich den Wert des Alltäglichen und Normalen immer mehr wiederentdecken und so zu einer Unaufgeregtheit zurückfinden, die die unabdingbare Basis dafür darstellt, die Zukunft so zu gestalten, dass gutes und gelingendes Leben für möglichst alle Menschen möglich wird. Wir in Biberach wissen uns diesem Auftrag verpflichtet – ja: Er ist für uns wesentlich.“

Vieles kann man rückblickend von diesem Jahr sagen, das sich nun seinem Ende neigt; zu gesellschaftlicher Unaufgeregtheit haben wir in diesen zwölf Monaten allerdings wahrlich nicht zurückgefunden. Im Gegenteil: Unser gemeinschaftlicher Puls war und ist in einem Allzeit-Hoch – und das aus Gründen, die ebenso triftig wie bekannt sind: R-Wert, Lockdown, Virologen, Sieben-Tage-Inzidenz, RKI und Hotspot heißen die Pulsgeber dieser Tage.

Unser ganzes Land gleicht spätestens seit März einem Patienten, der mit einer bedrohlichen Erkrankung ringt. Da ist zunächst der Schock bei Bekanntgabe der Diagnose. Es dauert, bis die Information sich ihren Weg ins kollektive Bewusstsein gebahnt hat: Pandemie – was bisher nur aus Hollywood-Schinken oder Geschichtsbüchern bekannt war, wird auf einmal beklemmende Realität. Das war ja alles immer entweder Fiktion und Fantasie oder weit weg – von Ebola hatte man gelesen, von den SARS-Viren der letzten Dekade eher nichts. Das Virus traf also auf eine Gesellschaft der Ahnungslosen und auch Unpräparierten.

Was dann folgt, gleicht einer emotionalen Achterbahnfahrt, wie sie wohl jeder Kranke durchlebt: Phasen der Angst wechseln sich ab mit solchen der Resignation oder des Aktionismus, aber auch der Entspannung und der Zerstreung. Therapiewege werden beschritten, neue Behandlungsmethoden erwogen und andere verworfen, da sie nicht den gewünschten Erfolg zeigten. Aus unterschiedlichen Richtungen werden ganz verschiedene therapeutische Ansätze vorgeschlagen – wem Vertrauen schenken? All

das vollzieht sich immer unter dem Damoklesschwert der nächsten Untersuchung, die ans Licht befördert, wie es um den Behandlungsfortschritt bestellt ist – in unserem Fall: die regelmäßige Vermeldung von Infektionszahlen, von R-Wert und Inzidenz. Ja: Unser Land gleicht einem Patienten. An Unaufgeregtheit ist in diesem Ausnahmezustand beim besten Willen nicht zu denken – und das vor allem aus einem Grund: Wie jeder Patient, der erstmalig schwer erkrankt, hatten wir als Gesellschaft noch keine Rezepte oder Muster im Umgang mit der Herausforderung, mit der wir uns momentan konfrontiert sehen.

Vergleichbares hat es – das kann man mittlerweile mit Fug und Recht behaupten – in der bundesrepublikanischen Geschichte noch nicht gegeben. Entsprechend hoch waren und sind der Druck und die Verantwortung, die auf den Schultern der politisch Verantwortlichen auf allen Ebenen unseres Gemeinwesens lasteten und lasten. Binnen kürzester Zeit mussten Entscheidungen von erheblicher Tragweite getroffen werden, die alle Bürgerinnen und Bürger betrafen. Die einen weniger,



die anderen mehr. Wer von uns hätte sich je träumen lassen, dass wir einmal die Notbremse ziehen müssten in unserem Land, indem wir das gesellschaftliche Leben auf ein absolutes Mindestmaß herunterdimmen. In all den Jahren, die ich als (Ober-)Bürgermeister tätig bin, war ich zudem noch nie in der Lage, Menschen in Quarantäne schicken und damit in ihrer Freiheit massiv einschränken zu müssen. Wenn Sie dieses Jahr einen derartigen Bescheid von uns erhalten und gelesen haben, dann ist das nahezu mit Freiheitsentzug gleichzusetzen und notgedrungenermaßen in „feinstem Behördendeutsch“ verfasst. Deswegen haben wir in den ersten Monaten der Krise ein erklärendes „Quasi-Entschuldigungsschreiben“ beigefügt – glauben Sie mir: in einer freiheitlichen Gesellschaft so handeln zu müssen, macht nicht nur nachdenklich, es bedrückt. Der zweite Teil meines obigen Wunsches hat sich durch den dauernden Ausnahmezustand, in dem wir uns seit Monaten befinden und dessen Ende noch nicht wirklich absehbar ist, allerdings erfüllt, wenn auch ex negativo: Wir haben, so mein Eindruck, zu einer neuen Wertschätzung un-

seres ganz normalen und alltäglichen Lebens zurückgefunden – paradoxerweise gerade deshalb, weil es in vielen Teilen mit einem Mal nicht mehr selbstverständlich war: Schul- und Kindergartenbesuch, Einkaufsbummel, Familienbesuch, Grillfest, Fußballspiel oder Wochenendausflug: Alles das war plötzlich nicht mehr oder zumindest nicht mehr so ungezwungen wie gewohnt möglich. Dadurch hat es nunmehr eine ganz neue zeitliche und inhaltliche Qualität – weg von der Oberflächlichkeit des Abarbeitens hin zu einem kostbaren Augenblick. Ist Corona dann doch eine Demutserfahrung für eine völlig überhitzte und überkandidelte Gesellschaft?

Auch unser Alltagshandeln hat sich komplett verändert. Ich gehöre zu den Menschen, die Handschlag, Augenkontakt, Nähe zu anderen schätzen – bedingt durch meinen Beruf bin ich auch den Emotionen der Menschen nahe. Der Gedanke an mögliche Infektionsrisiken wurde aber zum ständigen Begleiter, lange eingeübte Formen der sozialen Interaktion wurden im Eiltempo abgeschafft. All das machte sehr schnell klar, von wie vielen zumeist unausgesprochenen Voraussetzungen unser als „ganz normal“ empfundener Alltag getragen ist und lebt – und wie wertvoll er eigentlich ist.

Diese Einsicht bezog sich auch auf die Leistung einzelner Berufsgruppen, die im gesellschaftlichen Normalbetrieb häufig nur wenig Beachtung finden. Auf einmal erkannte man, dass Krankenschwestern, Kassiererinnen im Supermarkt oder Erzieherinnen tatsächlich „systemrelevant“ sind – ein positiver Effekt dieser Krise, von dem man nur hoffen kann, dass er sich tief in unser gemeinschaftliches Langzeitgedächtnis einbrennt.

Wieder neu erkannt haben wir, davon bin ich überzeugt, auch den Wert von „weichen“ Faktoren: Zwischenmenschlicher Kontakt, Berührung und Nähe, aber auch Kunst, Theater, Konzerte, Feste und Feiern – all das trägt in hohem Maße zu einem guten Leben bei. Umso schmerzlicher wurde und wird all das vermisst. Auch der Umfang dieses Jahresbriefs ist ein Beleg dafür, was alles fehlt, was alles nicht war, was aber zu unserer Freiheit, zu unserer Bildung und zu unserer pluralen, vielfältigen Gesellschaft dazugehört. Deswegen ist für mich „systemrelevant“ das Unwort des Jahres! Auch als Stadtverwaltung wurde uns im zurückliegenden Jahr neu deutlich, worin unser eigentlicher Auftrag und der tiefere Sinn



unseres täglichen Arbeitens besteht: in der Schaffung von Rahmenbedingungen und Strukturen, die den Bürgerinnen und Bürgern unserer Stadt eben diesen „ganz normalen Alltag“ ermöglichen. Auf die Monate der Krise gewandt bedeutete dies: Wir versuchten nach Kräften, der Pandemie so viel Normalität als möglich für die Menschen in unserer Stadt abzurufen. Gleichzeitig galt es, den Ausnahmezustand zu organisieren. Viele Kolleginnen und Kollegen sind bei der Bewältigung dieser immensen Herausforderung an ihre Belastungsgrenzen und auch darüber hinaus gegangen. Dafür gilt ihnen an dieser Stelle mein herzlicher Dank.

In diesen Dank möchte ich auch in besonderem Maße unsere Abgeordneten in Berlin Josef Rief und Martin Gerster sowie in Stuttgart Thomas Dörflinger einschließen, die stets offene Ohren für die akuten Sorgen hier bei uns vor Ort hatten. Ich habe alle drei als echte Kümmerer für die Region, ihre Menschen und auch die Stadt Biberach erlebt. Noch nie waren Entscheidungen auf der Ebene von Bund und Land so unmittelbar und so schnell hier bei uns vor Ort relevant wie in diesem Jahr: Was am Mittwoch zwischen Kanzlerin und Länderchefs vereinbart

und von Ministerpräsident Kretschmann am Donnerstag im Rahmen einer Pressekonferenz heruntergebrochen auf Baden-Württemberg verkündet wurde, fand sich zumeist am Freitagnacht in Form einer neuen Corona-Verordnung in meinem Mail-Postfach und musste ab Samstag umgesetzt werden. Bei alledem war und ist uns in Biberach – soweit unser Ermessen reicht – ein Kurs der Ermöglichung wichtig, der insbesondere auf die Eigenverantwortlichkeit mündiger Bürgerinnen und Bürger setzt. Diese Linie prägt Biberach nicht nur unter den Vorzeichen von Corona – sie hat in dieser Stadt Tradition und hat sich auch in dieser bedrängenden Zeit als ein guter Mittelweg zwischen verantwortungsloser Libertinage einerseits und völlig angstgetriebener Verbotspolitik andererseits erwiesen. Ein Höhepunkt diesbezüglich waren mit Sicherheit die diesjährigen Schützenfeste. Auch wenn unser Schützenfest, und mit ihm all die vielen großen und kleinen offiziellen und inoffiziellen Veranstaltungen, ausfallen mussten, war der Geist des Schützenfestes in unserer Stadt doch spürbar: durch musikalische „Flash-Mobs“ etwa, oder durch digitale Angebote, die von der Schützendirektion mit großer Innovati-

onskraft auf die Beine gestellt wurden. Mit Händen zu greifen war der Geist dieses Festes vor allem auf dem Stelenfeld auf dem Gigelberg: Unzählige Einzelpersonen und Gruppen waren einem Aufruf der Schützendirektion gefolgt und hatten ihre ganz persönliche Schützenstele gestaltet. Selten war wohl deutlicher zu sehen, wie viel Herzblut und Leidenschaft in Biberach mit diesem Fest verbunden sind – und wie schmerzlich es daher war, dass es 2020 entfallen musste. 2020 wird, so viel steht bereits heute fest, als DAS Corona-Jahr im wahrsten Sinn des Wortes in die Geschichtsbücher eingehen. Klar ist aber auch: Es wird bei weitem nicht das einzige Jahr bleiben, dass von diesem Virus „befallen“ ist. An den Ereignissen der letzten Monate werden wir gesellschaftlich noch lange zu knabbern haben, wenn schon längst ein Impfstoff entwickelt oder ein Therapeutikum gegen COVID-19 gefunden sein wird. Das gilt zum einen ökonomisch. Die Folgen dieser Krise für unsere Wirtschaft sind in ihrer ganzen Tragweite noch nicht absehbar, gleiches gilt für die Kosten, die sie produziert.

Es wird intelligente Konjunkturprogramme brauchen, um hier gegenzusteuern. Den Kommunen wird dabei eine nicht zu





unterschätzende konjunkturelle Rolle zukommen. Nachhaltig bleiben werden uns auch Entwicklungen, für die die Pandemie katalysatorische Wirkung hatte. Exemplarisch gilt dies für den Bereich der Digitalisierung, die einen regelrechten Schub erlebt hat: Online-Meetings statt Dienstreisen, Home Office statt 39 Stunden Präsenz im Betrieb – es wird gut abzuwägen sein, wo wir die durch die Krise beschleunigten digitalen Möglichkeiten auch weiterhin nutzen sollten und wo physische Präsenz digital nicht zu substituieren ist. Schließlich hat diese Krise auch Tendenzen verschärft und offengelegt, mit denen wir schon länger ringen. Sie lassen sich unter einer Leitfrage zusammenfassen: Wie gehen wir mit der Tatsache um, dass unsere Welt zunehmend komplexer wird? Eine verantwortungsvolle und bewusste Politik wird sich mehr und mehr um einen Mittelweg bemühen müssen, der unzulässige Vereinfachung ebenso vermeidet wie dauernde Überforderung durch Steigerung der Komplexitäten. Beide Strategien erleben wir derzeit – beide sind auf ihre Art schädlich. Populisten und Verschwörungstheoretiker feiern momentan fröhli-

che Urständ – es ist eine der wesentlichen Zukunftsaufgaben, sie mit der Kraft des besseren Argumentes zu entlarven. Zu all der Aufregung, die dieses Jahr prägte, kam für mich noch eine zusätzliche hinzu: Am 18. Oktober waren die Bürgerinnen und Bürger unserer Stadt aufgerufen, darüber zu befinden, wer in den kommenden acht Jahren das Amt des Oberbürgermeisters für und in dieser Stadt übernehmen soll. Ich habe mich sehr gerne wieder zur Wahl gestellt, insbesondere, weil ich mich unserer Stadt und ihren Menschen im besten Sinn des Wortes verpflichtet fühle und gerne mit meiner Familie hier lebe. Das hohe Maß an Zustimmung, das ich erhalten habe, werte ich als Anerkennung für die gemeinsame Arbeit von Gemeinderat, Verwaltung, Bürgerschaft und OB in den vergangenen acht Jahren. Nicht minder freue ich mich trotz der größeren Unwägbarkeiten, die sicherlich auch vor uns liegen, auf eine Zukunft unserer Stadt, die von Zusammenhalt, Zuversicht und Zielen geprägt sein möge.

Ich hoffe sehr, dass 2020 ein Ausnahmejahr bleiben wird und wir im Laufe des neuen Jahres, das vor uns liegt, tatsächlich wieder

zu mehr Normalität zurückfinden werden. Daher sei abschließend mein Wunsch aus 2020 erneuert, ergänzt um zwei wunderbare, fast schon verloren geglaubte Wörter, die ich für passender denn je halte:

„Für 2021 wünsche ich uns, dass wir persönlich und gesellschaftlich den Wert des Alltäglichen und Normalen immer mehr wiederentdecken und so zu einer Unaufgeregtheit zurückfinden, die die unabdingbare Basis dafür darstellt, die Zukunft so zu gestalten, dass gutes und gelingendes Leben für möglichst alle Menschen möglich wird. Wir in Biberach wissen uns diesem Auftrag verpflichtet – ja: Er ist für uns wesentlich.“ Möge Ihnen allen dabei Langmut und uns allen in 2021 wieder etwas mehr persönliche Beinfreiheit geschenkt sein!

In diesem Sinne: Gott befohlen!

Ihr

Norbert Zeidler
Oberbürgermeister